



Michael Kunkel (Hg.)
DAS LINKE OHR
 Der Komponist Jacques Wildberger
 Pfau, Friedberg 2021, 555 Seiten,
 50 Euro

Der berühmte Baseler Dirigent und Mäzen Paul Sacher hat sich mit der Paul Sacher Stiftung ein Denkmal gesetzt: Die Dokumente international bekannter Komponist:innen werden dort gesammelt, und auch die ganze Basler Musikszene ist dort zu finden. Die ganze? Nein, einer fehlt: Mit einer gewissen Spitzbübigkeit hat Jacques Wildberger (1922–2006) – ein Komponist ganz eigenen Zuschnitts – seinen Nachlass der Universitätsbibliothek Basel vermacht.

Sacher und Wildberger pflegten durchaus Kontakt, aber ihre Grundhaltungen waren doch zu unterschiedlich. Denn Wildberger war Kommunist; 1944 trat er sogar der PdA, der Partei der Arbeit bei, verließ sie allerdings drei Jahre später schon wieder aus Protest gegen die stalinistischen Verbrechen. Und das ist typisch für sein politisches Engagement, das nicht ideologisch durchfärbt war, sondern die Welt im Auge behielt. Der helllichtige Wildberger war neben dem zwei Jahre jüngeren Klaus Huber das politische Gewissen in dieser Komponistengeneration. «Dagegen zu komponieren war und ist mein *agita movens*», schrieb er. So kann man ihn mit Fug als das «linke Ohr» der Schweiz bezeichnen.

Unter diesem Titel hat der in Basel tätige Musikwissenschaftler Michael Kunkel, der Leiter der Forschung an der Hochschule für Musik, bereits 2017/18 eine Ausstellung und eine Tagung durchgeführt. Nun folgt ein dicker und dichtbepackter Dokumentationsband, der unschätzbare Quellenmaterial – Fotos, Manuskripte, Skizzen, Texte – enthält und dazu eine Reihe von Aufsätzen, die die unterschiedlichen Facetten dieses Lebens

und Werks aufzeigen. Da ist der begeisterte Hochschuldozent Wildberger, der frühe Zwölfötner, der bei Wladimir Vogel studierte, der Opponent, der zuhause als musikalischer «Nestbeschmutzer» galt, während er in Donaueschingen und Darmstadt starke Resonanz erhielt. Da ist vor allem auch ein reiches Œuvre, das sich kaum je wiederholt. Wildberger hat immer wieder neue Ansätze gesucht, bis hin zu späten, äußerst überzeugenden Versuchen mit Sechsteltönigkeit. Die verschiedenen Werkporträts in diesem Band regen dazu an, sich wieder mit seinen Stücken auseinanderzusetzen.

Diese Auseinandersetzung lohnt sich, denn so sehr Wildberger auf die Zeitumstände reagierte, so sehr gelang es ihm auch, etwas über den Tag hinaus Gültiges zu schaffen. Er war durchaus ein Humanist, wenn auch kein «tiefergläubiger», wie Helmut Lachenmann bei ihm vermutete, sondern ein atheistischer. Es ist wohl kein Zufall, dass sich Wildberger intensiv mit Komponisten wie Schostakowitsch, Dallapiccola, Nono oder Bernd Alois Zimmermann beschäftigte, die sich ebenfalls in ihrer Zeit engagierten. Mit den drei letzteren trat er in Kontakt. Über Zimmermann sagte er im Gespräch mit Kunkel: «Dort hat die Musik wirklich etwas Zeichenhaftes. Deshalb ist mir dieser Komponist auch so wichtig.» Auf ähnliche Weise agierte Wildberger: Er wollte Zeichen setzen.

Thomas Meyer



Nikolaus Bachler
SPRACHEN DES MUSIKTHEATERS
 Dialoge mit 15 zeitgenössischen
 Regisseuren
 Schirmer/Mosel, München 2021,
 320 Seiten, 39,80 Euro

Welche Sprache(n) spricht das Musiktheater? Werden dessen (An-)Sprachen noch die nächsten Jahrzehnte überdauern? Werden sie in der Konfrontation mit dem aktuellen Zeitgeschehen erst drängend oder sind ihre Themen zeitlos?

Nikolaus Bachler begibt sich am Ende seiner 13-jährigen Intendanz an der Bayrischen Staatsoper in München im Dialog mit 15 zeitgenössischen Regisseur:innen – darunter 13 Regisseure, zwei Regisseurinnen und ein Choreograf – auf die Suche nach den Alleinstellungsmerkmalen der Musiktheatersprache(n). Eine starke Setzung: Statt die eigene Karriere ins Zentrum seiner Rückschau zu stellen, macht er deutlich, dass Theaterarbeit nur im ständigen Austausch, im (Streit-)Gespräch mit anderen erfolgreich sein kann. Ikonisch wirkt daher schon das Buchcover: Bachler sitzt in einer Zuschauerloge seines Theaters, von wo er Bühne und Publikum überblickt; sein Gesichtsausdruck wirkt neugierig und wach.

Erstaunlicherweise setzt Bachler trotz der starken Bildsprache des Covers die Einzelposition des Regisseurs ins Zentrum seiner persönlichen Chronik. So beginnt der Band mit einem Gespräch mit dem kürzlich verstorbenen Hans Neuenfels (1941–2022) über dessen radikale *Aida*-Inszenierung von 1981, deren berühmte Interpretation des Triumphmarschs, wie ich nun erfahre, eigentlich von einem Konflikt mit dem Dirigenten Michael Gielen herrührt.

Die Auswahl der «Theaterberseker» und prägenden Persönlichkeiten – Andreas Kriegenburg, Barrie Kosky,

Frank Castorf, Romeo Castellucci, Mateja Koležnik und Amélie Niermeyer, die er nach München eingeladen hatte – beeindruckt. Bachler präsentiert den Leser:innen ein Familienalbum seiner Ober-Opernliga. Die Interviews drehen sich im Rückblick oft um den Ost/West-Konflikt oder um einschneidende Erfahrungen mit Buh-Rufen und Erfolgen.

Im Gespräch kommen auch sehr persönliche Leidenschaften zur Sprache. Wussten Sie, dass David Bösch elf Jahre Turnierschach gespielt hat und Andreas Kriegenburg leidenschaftlicher Tangotänzer ist? Irritierend und provozierend sind Anmerkungen wie Castorfs Eingeständnis, dass er nicht mehr die Kraft habe, die *Spiegel*-Bestseller zu verfolgen, um neue Theaterstoffe zu entdecken. Martin Kušej behauptet sogar, sich nur noch über Wasser halten zu können, da er als Kärntner Slowene einer Minderheit angehöre und deshalb vor identitätspolitischen Debatten (noch) geschützt sei.

Persönliche, ästhetische und organisatorische Konflikte werden angesprochen und wirken doch teils recht glattgebügelt. Was hätte wohl Amélie Niermeyer noch alles beitragen können, als Intendant Bachler darüber philosophiert, ob der Beruf des Regisseurs ein männliches Prinzip sei, demgegenüber manche Probleme immer nur «als Frau» gelöst werden könnten?

Berührend und überzeugend an diesem «Familienporträt» ist vor allem die Liebe zum Detail und die intensive Genauigkeit, mit denen sich die Theatermacher:innen ihren Arbeiten widmen. Sie alle sind vom Musiktheater infiziert und glauben an dessen Widerständigkeit und Wirkungskraft. Dafür lohnt sich die Lektüre der *Sprachen des Musiktheaters* – trotz des starken Hangs zur Nostalgie.

Yana Prinsloo